

2. III. 1919

# Die Demokratisierung des Theresianums.

## Der Wunsch nach Erhaltung der Anstalt.

Wien, 1. März.

Ein altes, stattliches Haus sollte Wien erhalten bleiben. Deutschösterreich ist Republik, aber die Erinnerungen großer Tage der Vergangenheit sind unauslöschlich, und das Haus, wo Maria Theresia gewohnt hat, wo ihr Vater starb, die Anstalt, die ihrer tätigen Sorge um das Wohl der Monarchie entsprungen ist, ein großes und schönes Werk, sollte nicht zerstört werden. Es ist wahr, so wie es bisher gewesen ist, ausschließlich gewissen Schichten der Bevölkerung zugänglich, im wesentlichen für Beamte, für Adelige und Soldaten bestimmt, kann es nicht fortgeführt werden. Aber die Notwendigkeiten einer neuen Zeit sind leicht in Einklang zu bringen mit dem Grundstock einer edlen Ueberlieferung, mit dem Wunsche, die Erfahrungen der Vergangenheit aufzuheben und etwas echt Oesterreichisches, ein Gebilde, aus unserem Boden und aus unserem Geist entsprossen, zu bewahren. Es wird ein neues Theresianum sein, etwas anderes, vielleicht vielen Ungewohntes, vielleicht Besseres und Höheres, aber die ganze Geschichte des Instituts ist ja nichts anderes als eine stetige, wenn auch langsame Veränderung, ein unermüdliches Sichanpassen an die Verfassung des Staates. Und dabei, welche Fülle der Gestalten, welcher blendende Reichtum von Begabung, Tüchtigkeit, Talent und Wissen hat trotz der Hemmnungen den Ausgang vom Theresianum genommen. Ganze Geschlechter von Beamten, hervorragenden Ministern und bedeutende Soldaten kamen aus dem alten Hause in der Favoritenstraße und wer ihre Namen liest und die Namen der Lehrer, der Präsekten und der Kuratoren, glaubt wirklich das alte Oesterreich vor sich erstehen zu sehen mit seinem Guten und Bösen, mit seinen Vorzügen und Fehlern, aber auch mit den Besonderheiten, die einem Staat die Würze verleihen, das Eigentümliche, die Atmosphäre, die, ob wir wollen oder nicht, ein wenig in unsere Seele gedrungen ist, in Guten und Bösen, mit Vorzügen und Fehlern.

Beginnen wir mit der Gegenwart. Vier Ministerpräsidenten kommen aus dem Theresianum, Ernest v. Koerber, Gutsch, Bienerth und Seidler. Von Ministern und hohen Würdenträgern Baron Forster, Graf Byslandt-Rheidt, Graf Zaleski, Marquis Bacquehem, Baron Handel, Graf Gleispach, Graf Hohenwart, Kofel, ferner in früheren Tagen Handelsminister Kalschberg und der Ackerbauminister Thinnfeld. Unter den Bliesrittern und Maria Theresien-Rittern ist der alte Radezky obenan, und unter den großen Männern der Wissenschaft leuchtet uns gleich am Anfang das Bild Gerhard Van Swieten, des großen Beraters der Kaiserin, entgegen. Dann kommen Anton Anersperg, Anastasius Grün, der freilich nur kurze Zeit Schüler war, und Feuchtersleben, ein viel zu wenig geschätzter, zarter und feiner Geist, der wie wenige die Kunst besaß, anmutig und doch scharf zu sein und in kurzen Worten mehr zu sagen, als andere in Bänden. Mag man noch so sehr die berühmte Verbindung zwischen Amt und Verstand, zwischen Aufgabe und Geist verneinen, etwas muß doch in diesen alten Hallen gewesen sein, eine Suggestion der Arbeit, eine Kraft, welche die Menschen befähigt, sich rasch zurechtzufinden, wichtige Geschäfte gewandt zu führen und auch in schwierigen Lagen den Willen zu bewahren. Das Theresianum war jedoch mehr als wienerisch. Es war österreichisch, ein Anziehungspunkt für Ungarn, eine Lodung für die Südslawen und schließlich auch eine Stätte, die den Ausländern Gelegenheit bot, in freundlicher Umgebung, unter hervorragenden Lehrern — wir nennen Berger, Lustkandl, Stubenrauch, Robert Hammerling — sich auszubilden. Es soll nur an Alfonso XII. erinnert werden, diesen milden und mutigen König, der zum Schöpfer des neuen Spanien geworden ist und durch Bejomenheit die Rückkehr des Herrscherhauses ermöglichte. So kann das Bodenständige zugleich über die Grenzen des Heimatlandes hinausgreifen, wenn es die Fähigkeit hat, allgemein Mensch-

liches zu bieten, wenn es sich nicht in Selbstgenügsamkeit verspinnst und den Ausblick in die allgemeine Entwicklung gestattet.

Deutschösterreich darf da nicht zurückbleiben. Immer wieder muß es gesagt werden, daß wir nur der Welt etwas bedeuten können, wenn wir ein Mittelpunkt des Geistigen sind, wenn etwas bei uns zu finden ist, was nirgends anders ist und wenn wir, da die Politik versagt, die Kunst, die Wissenschaft, die Erziehung, die Durchbildung des Geistes zur Höhe heben. Das gefallene Venedig behielt seine Kanäle, es konnte niemals um das Einzigartige gebracht werden, um die phantastische Stille, die seinen Glanz umwebt, und um das Rätselhafte, dessen Lockung wie der Klang einer Oboe erschütterte. Wir haben nicht so viel zu bieten und die Schönheit unserer Häuser, der Kirchen und der Umgebung, so groß sie sind, so einschmeichelnd und freundlich, sie allein können nicht ersetzen, was uns die politische Katastrophe genommen hat. Maria Theresia gründete das Theresianum, weil sie nicht wollte, daß Oesterreich hinter anderen Anstalten dieser Art, wie sie in Italien und besonders in Deutschland gegründet wurden, zurückbleibe. Die Kaiserin hat ihr Lieblingsloß, die Favorita, wo sie als junges Mädchen getanzt und gesungen hat, den Garten mit seinen geschnittenen Alleen den Jesuiten gegeben, damit sie, wie der alte Rhevenhüller, der erste Kurator, umständlich sagte, „tüchtige subjeeta in omni seibili, in allem Wissenswerten, erzigele“. Und zu der Zeit, als, um wieder mit Rhevenhüller zu reden, „es leider ganz anders ginge, als wir nach so villen blasenden Postillonon (den Siegesboten) vermuten sollten“, als Friedrich II. Schlesien eindrang, dachte sie daran, die Adelligen aus der Unwissenheit herauszuheben, ihnen Sprachkenntnisse zu vermitteln und einen tüchtigen Stock von guten Beamten zu erzeugen. Sie war bei den Prüfungen anwesend, sie besichtigte das naturwissenschaftliche Kabinett, und beinahe hätte sie unter dem Einflusse ihres Gatten die Schranken zerbrochen und aus der Stätte für den Adel, aus dem kirchlichen Konvikt wäre eine weltliche Akademie entstanden, breit angelegt und großartig in der Absicht, wenn nicht der alte Rhevenhüller mit Tränen und tausend Bitten mit der ganzen Wehmut eines Mannes der Vergangenheit sich entgegengeworfen und die Reform verhindert hätte.

Aber sie war unausbleiblich. Vergebens versuchte man die Spinnweben zu konservieren und die Tradition, wie sie in der tödlichen Langeweile der Haschka und Denis aufsteht, dessen Dichtergrotte noch heute zu sehen ist, festzuhalten. Schön sind die Reliquien der Vergangenheit, das wundervolle Gittertor, die Bibliothek mit ihren ehrwürdigen gebauchten Kästen, die mit zarten Ranken den Ernst der Bücherreihen mildern. Schön ist auch der Garten mit den alten Kastanien, in denen Wildtauben nisten, das Häuschen, wo der Grundstein zur Pragmatischen Sanktion gelegt, das Pactum mutuae successiois geschlossen wurde, wenn auch lange nicht mehr die frische Luft darin weht wie in den alten Tagen, da das Theresianum wirklich, wie Guglia scherzhaft sagt, ein Landerziehungsheim war, mitten zwischen Weinbergen gelegen an der Schwelle der Hügel, welche Wien umgaben. In diesem Garten haben sechs Generationen frische Luft geatmet, haben tausende geturnt, geritten und jene körperliche Gewandtheit, jene Handfertigkeit erreicht, den körperlichen Schliff, den besonders Schmerling bevorzugt hat. Warum sollten diese Vorteile der Lage, die Verbindung mit der Orientalischen Akademie, die Verbindung mit den schönen Sammlungen, die ganze Summe jahrhundertalter Erfahrungen verloren gehen? Das neue Deutschösterreich muß frischen Wein in die alten Eßlände füllen, darf sich nicht eigensinnig den Verdiensten des Alten widersetzen. Der Standesunterschied muß aufhören, und die alte Einschränkung hat längst die Berechtigung verloren. Verschwunden sind die Tage, da in seichter Nachahmung Klopstocks der Höhepunkt der Dichtkunst in einer „Feier des Barden am Tage Theresiens“ gefunden wurde, da Denis vom Theresianum sang: „O du beglückter Ort, — Wo Kaiser einst gewohnt, — Nun aber Künste bau'n, — Und Wiß und Weisheit thronet.“ Verschwunden auch die Zeit,

da Anton v. Schmerling behaupten konnte, das Theresianum sei ein Werkzeug österreichischer Einheit. Aber nicht verschwunden ist die Möglichkeit, allen umgebenden Staaten ein Muster aufzuzeigen, eine Begabenschule anzulegen in voller Freiheit und durch die Heranziehung der hervorragendsten Kräfte durch die Anwendung der modernsten Methode trotzdem aus Wien eine Stätte zu machen, wo Belehrung zu finden ist, wo die Jugend hinströmt, eine Stätte der geistigen Erneuerung, die mächtiger sein kann, als die Mittel der Politik und Verwaltung. Wir brauchen nicht mehr die kleinen Degen, die Staatskarossen mit den Gelknaben. Junge Menschen brauchen wir, die lernen und für große Aufgaben Kräfte sammeln. Das alte Theresianum hat die Beamten erzogen, welche die Einheit Oesterreichs erhalten haben. Das neue Theresianum wird auch Deutschösterreich etwas bedeuten und die Würde der Vergangenheit kann ergänzt werden durch die Notwendigkeiten des Neuen. Demokratisiert das Theresianum, aber zerstört es nicht. Propft das neue Reis an den alten Stamm, dann wird er wieder grünen und gedeihen.